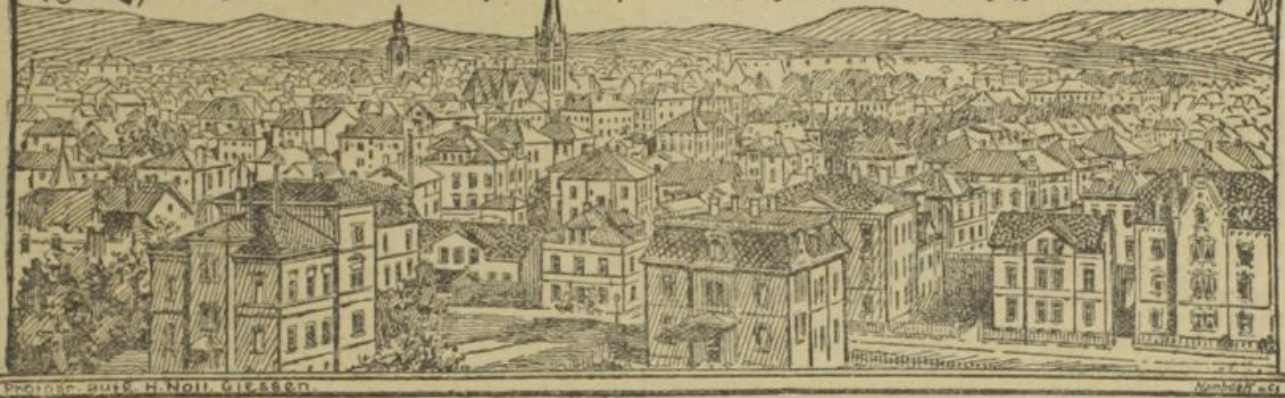


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Na, Kyllburg, leben Sie also wirklich noch?“ Oberleutnant Goerde begrüßte eintretend den Kameraden in seiner Wohnung. „Ich muß mal endlich nach Ihnen sehen. Denn Sie lassen ja nichts von sich hören. Was machen Sie denn eigentlich nur in aller Welt, wenn Sie hier so ewig auf Ihrer Bude rumhocken?“ Er warf neugierig einen Blick auf das Buch vor Kyllburg. „Mann Gottes — ich glaube, Sie treiben wahrhaftig gar Chinesisch!“

„Das nicht, aber Kisuaheli.“

„Was — Africanisch?“

Kyllburg nickte, indem er nun die Grammatik langsam zuklappte.

„Ja, was wollen Sie denn aber damit anfangen? Wollen Sie denn etwa zur Schutztruppe übertreten? Das ist ja das erste, was ich höre!“

„Ich denke ja auch vorläufig noch gar nicht daran — nur, man kann ja nie wissen — und schließlich kann's einem ja auch nichts schaden, wenn man was gelernt hat.“ Es klang ein wenig ausweichend, und Kyllburg schob dem Besucher jetzt die Zigarrentasche hin. „Bitte, bedienen Sie sich.“

„Danke — danke sehr.“ der Oberleutnant nahm und biß die Zigarre ab. „Übrigens — das wollt' ich Sie ja vor allen Dingen mal fragen — waren Sie lehtin mal wieder bei Kessler's?“

„Nein — ich bin schon lange nicht mehr hingelommen.“

„Na ja — kann mir's wohl denken. Ist doch jetzt für unsereinen grade keine angenehme Situation. Aber hören Sie, das wird Sie interessieren, da hat mir nämlich Grimberg — Sie wissen, der Sechste Ulan bei Ihnen auf der Akademie, mit dem ich öfters mal einen kleinen Fächzug mache — ja eine tolle Sache erzählt. Die Tochter seiner Wirtin ist Choristin am Palasttheater. Da hört er so allerlei, und da hat sie neulich eine sehr interessante Neuigkeit mit nach Haus gebracht: der Kessler und die Miezzi Molnar —! Na, was sagen Sie dazu? Jawohl, es ist am Theater offenes Geheimnis, schon seit langem. Aber das war' ja weiter nichts Neues. Doch nun kommt erst die Hauptsache, und darum fragte ich Sie eben. Die Sache hat nämlich geklappt: der Gerda Kessler ist die Geschichte gesteckt worden, von irgend so einem Theaterweib, und das weitere können Sie sich ja denken. Gerda Kessler soll sofort aus dem Hause gegangen sein, zurück nach Ellerstedt. Aber unser Alter hat sie wieder zu ihrem Manne geschickt. — So wird wenigstens erzählt. Tatsache ist jedenfalls, daß Frau Kessler in Ellerstedt gewesen ist, vor ein paar Wochen. Und nur ganz flüchtig, bloß auf ein oder zwei Tage. Sie ist gleich wieder abgereist,

und kein Mensch hat sie überhaupt zu sehen getriegt. — Na, was sagen Sie dazu?“

Kyllburg sah, das Kinn in die Hand gestützt. Nur antwortete er, doch etwas stockend: „Das — das kann ich mir kaum denken. Wer weiß, ob nicht alles bloß ein leeres Gerede ist — Theaterklatz.“

„Nee, nee — die Sache mit der Molnar, da ist wenigstens nicht dran zu tippen. Die steht mal bombensfest.“ Und Goerde gab einige Belege dafür, wie sie ihm berichtet waren. „Das andere natürlich — da ist man ja nur auf Kombinationen angewiesen. Aber mir will schon alles ganz glaubhaft vorkommen. Auch das, was ich weiter noch gehört habe: daß Gerda Kessler zwar dem Wunsche ihres Vaters gefolgt und zu ihrem Manne zurückgekehrt ist, aber nur der Form wegen. Um sich nicht selber ins Unrecht zu setzen, juristisch, und auch, um alles unnötige Aufsehen zu vermeiden, solange es irgend noch möglich ist. Die Scheidung soll jedoch schon immer eingeleitet sein. — Aber Sie sagen ja gar nichts? Ich dachte, die Geschichte würde Sie besonders interessieren. Denn Sie haben doch früher immer viel bei unserm Alten verkehrt und auch die Tochter näher gekannt. Die arme kleine Frau kann einem eigentlich leid tun. Nach so kurzer Ehe schon.“

„Ja — wenn es so ist — wirklich so ist!“

Und Kyllburg stand jetzt auf. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, ging er auf und ab, des Kameraden ganz vergessend.

Wenn das Tatsachen waren, dann eröffnete sich ihm ja da ein Ausblick —! Und er süßte seine Pulse schneller gehen.

„Die Sache scheint Ihnen also ein bißchen nahezu gehen. Na ja,“ nickte der andere und blickte rauchend herüber.

Es war, als ob er noch etwas hätte sagen wollen. In Ellerstedt hatten die Kameraden damals ja sämtlich eigentlich erwartet, daß sich Kyllburg mit Gerda von Henning verloben würde. Die Sache dann mit dem Schauspieler hatte sie samt und sonders stark überrascht. So sah denn auch jetzt Goerde wie mit einem stummen Fragen zu Kyllburg hin.

Der aber schien die Blicke zu fühlen, denn er blieb nun vor dem Sofa sitzend stehen. Seine Hände rühten an der Abasterschale mit den nachgemachten Früchten.

„Das wird Henning hart angekommen sein. Gerda Kessler war ja immer seine Lieblingsstochter.“

Er lenkte so die Unterhaltung von seiner eigenen Person ab und zeigte in nichts mehr, wie tief ihn diese Mitteilung eben betroffen hatte.

Erst als er nachher wieder allein war, kamen ihm jene aufgeregten Gedanken zurück und ließen von ihm nun nicht mehr.

Wenn es Wahrheit wurde — Gerda noch einmal frei! Wenn sich keine Schranken mehr zwischen ihr und ihm

erhoben — dann gab es noch ein Hoffen. Er wußte es, seit jenem Augenblick damals am Neuen See.

Und es ließ Kyllburg keine Ruhe mehr. Gewißheit mußte er haben, und er wollte sie sich verschaffen. Zwar zu ihr selber war ihm ja der Weg verwehrt; aber nicht zu ihrer Schwester, und er wußte, Petersens waren ja jetzt wieder in Berlin. Astrid hatte ihm schon vor ein paar Tagen ein Billett mit dieser Mitteilung geschickt und ihn wissen lassen: ihr Mann und sie würden sich freuen, wenn er sich recht bald einmal sehen ließe. Davon würde er nun Gebrauch machen, und hoffentlich gelang es ihm bei dieser Gelegenheit, zu erfahren, was er wissen mußte.

Astrid war in der Tat wieder in Berlin, und jeder Tag sah sie mit der Schwester vereint. So war es auch heute.

Schon am Vormittag war Gerda zu Petersens gekommen; die beiden jungen Frauen saßen nun im Wohnzimmer — Petersens hatten ja jetzt ein eigenes kleines Quartier bezogen und Gerda half der Schwester beim Suchen in den Modedournalen. Sie fahndeten auf einen aparten Sticker-einfaß, den Astrid neulich einmal irgendwo flüchtig bemerkt hatte. Sie sprachen dabei noch einmal von Ediths Hochzeit, die kurz vor Petersens Abreise in Ellerstedt gefeiert worden war.

Astrid berichtete noch nachträglich von allerlei Einzelheiten und schloß dann:

„Wie gesagt, zu schade, daß du nicht dabei warst, Gerda. Es war eine sehr nette Hochzeit. Klein, aber alles so stimmungsvoll. Warum bist du denn nicht noch gekommen? Edith war wirklich sehr traurig, und auch Papa fehltest du sehr. Wir hatten dir extra noch einmal bespiciert am Tage vorher. Wollte es Heinz denn etwa nicht?“

„Doch. Er drängte sogar, ich sollte ruhig fahren, er nähme es mir gar nicht übel. Aber ich wollte nicht.“

„Gerda! Die Hochzeit unserer Schwester! Noch dazu, wo Edith nun so weit weg ist.“

„Es ist mir ja auch schwer genug gewesen. Aber ich konnte wirklich nicht. All die fremden Menschen — wer weiß, was nicht schon alles über uns geredet worden sein mag!“

Astrid verstummte. Wußte sie doch nur zu gut, daß in der Tat in Ellerstedt über Gerdas Ehe alle möglichen Gerüchte umgingen. Klaus hatte da so manches gehört.

So blickte sie nur still, mit einem mitleidigen Ausdruck auf die Schwester. Und wie sie diese so nachdenklich betrachtete, fiel es ihr auf, wie verändert sie aussah. Da fragte sie teilnehmend:

„Fühlst du dich nicht wohl, Gerda?“

„Wieso?“ Und Gerda schüttelte leise den Kopf.

„Aber du bist so blaß, so dunkel um die Augen, und so schmal geworden!“

„So? Findest du?“

Mit einem matten Lächeln blickte die junge Frau vor sich hin und blätterte langsam weiter in den Heften. Aber da legte Astrid ihr die Hand auf die Rechte.

„Gerda, sag' mir — es stimmt wohl noch immer nicht bei euch?“

Die Schwester hob die Augen von dem Journal nicht auf. So antwortete sie:

„Doch, es ist alles wieder in Ordnung, nur — Aber wozu davon reden? Ich sagte es euch ja damals zu Hause: was einmal einen Sprung hat, das —“

Sie brach ab; aber der Ton, in dem sie gesprochen hatte, schwang leise nach, müde und hoffnungslos.

Da senkte auch Astrid ihr Haupt und seufzte schwer. So schwiegen sie beide. Bis Astrid sich dann wieder ihrem schmerzlichen Sinnen entrafste und von anderen Dingen sprach. Es war wohl das Beste, auch für die arme Gerda, man rührte gar nicht mehr daran.

Die Zeit verging so, es war um die Visitenstunde, schon ein anderer Bekannter hatte vorgeschlagen — da meldete das Mädchen abermals Besuch — Walter Kyllburg.

Gerda schrak zusammen. Sie hatte ihn nie wieder getroffen seit ihrer Begegnung am Neuen See. Und es war gut so. Es durfte auch nicht mehr sein. Wohl tat das bitter weh, zu denken: ihn nie wiederzusehen — nie mehr! Aber es mußte sein. Und auch das mußte ertragen werden, wie all das andere.

Der Gedanke, Kyllburg nun wieder gegenüber zu treten, wackte in Gerda von neuem den schlummernden Schmerz. Am liebsten hätte sie sich zurückgezogen, aber was sollte Astrid davon denken? Und so blieb sie.

Kyllburg trat nun ein. Aber er hielt plötzlich mitten im Schritt an. Gerda hier? Gerade sie, wegen der er kam!

Es war nur gut, daß Astrid — jetzt wieder in ihrer gewohnten heiteren Art — ihn munter willkommen hieß.

„Das ist aber nett, lieber Herr Kyllburg! Und nun müssen Sie sich gleich mal mein kleines Reich hier ansehen.“

„Die Betriebsfiliale Berlin,“ scherzte er, sich mit Gewalt zusammennehmend. Aber seine Finger zitterten heftig, als er jetzt auch Gerdas Hand zur Begrüßung an seine Lippen führte, der er bisher nur stumm seine Verbeugung gemacht hatte.

„Filiale?“ lachte Astrid, „Zentrale wollen Sie sagen. Denn der Schwerpunkt unserer Betriebsamkeit liegt hier! In Ellerstedt, da bin ich nur noch, um mich auszuschlafen — neue Kräfte zu sammeln für Berlin. Ach, mein göttliches, liebes Berlin! Was nicht bloß alles hier wieder neu entstanden ist in den paar Monaten, wo man nicht hier war. Ein neuer Eispalast, ein Luxusbad, eine Riesenkonzert-halle, wo sechs verschiedene Orchester auf einmal spielen — und gar nicht erst zu reden von all den neuen Kabarets und Bummel-lokalen. Wie man nur da überall durchkommen soll? Ach, es ist zu wundervoll! — Aber nun kommen Sie.“ Sie nahm ihm den Helm ab, den er noch immer hielt, und wies um sich. „Sehen Sie hier — unser Wohnzimmer! Alles einfach aber mottig, nicht? Namentlich hier unsere Klubfessel. Da räfelt sich's wundervoll drinnen. Wenn Sie sehr nett sind, dürfen Sie nachher auch mal drin sitzen. Und hier ist das Wohnzimmer.“

Sie trat mit dem Besucher in den Nebenraum. Gerda blieb zurück. So entging sie wenigstens für Minuten der Pein dieses Zusammenseins. Sie blätterte in einem der Modeweite, aber bald entfiel es wieder ihrer Hand; sie mußte auf die Stimme der beiden da drüben hören: Astrids frohes, helles Schwätzen, und dazwischen dann und wann seine Stimme. Schwer, abgebrochen — sie merkte ihm an, wie er sich die paar Worte mühsam abquälte. Seine Gedanken waren wohl bei ihr hier.

Da lehnte sie den Kopf mit geschlossenen Augen im Sessel zurück. Ja — es war nicht leicht, den Weg zu gehen, den die Pflicht gebot.

Dann hörte sie die beiden sich wieder nahen, und sie richtete sich auf. Ihre Hand griff wieder nach dem Journal.

„Nun sagen Sie, Herr Kyllburg“ — Astrid fragte es — „wie gefällt Ihnen unser kleines Nest hier? Ist es nicht riesig nett?“

„Ganz wunderhübsch, meine gnädige Frau — wirklich allerliebst.“

„Wirklich?“ Die junge Hausfrau strahlte über das ganze Gesicht, und sie nötigte nun den Besucher in einen der weichen Ledersessel. „So, und nun machen wir ein gemüthliches Schwätzchen. Und rauchen dürfen Sie auch, um Ihr Glück vollzumachen — da, neben Ihnen stehen die Zigaretten. Danke, ja — nehme auch eine. Merci. Uebrigens immer noch die Queen, wie Sie sehen — bin konservativ in allen meinen Neigungen, nicht? — mein Klaus versorgt mich auch heute noch immer damit.“

„Befehlen Sie auch, meine gnädige Frau?“

Und Kyllburg bot nun Gerda die Schachtel an. Er mußte auch an sie einmal das Wort richten. Aber sie machte eine leise, verneinende Bewegung.

„Danke — ich nehme nicht.“

Da wandte er sich wieder Astrid zu. Diese begann jetzt auch dem alten Freunde ihres Hauses von Ediths Hochzeit zu erzählen. Er war nicht geladen gewesen, da man sich nur auf den Familienkreis beschränkt hatte. Und sie sprach nun auch von dem neuen Heim des jungen Paares in dem fernen Konstantinopel, von Achim von Bülow's dienstlicher Stellung dort.

„Ja, ich beneide ihn.“

Kyllburg sagte es jetzt, so ernst und schwer, daß Gerda unwillkürlich zu ihm hinschauen mußte.

Aber Astrid protestierte lebhaft.

„Da so zu hausen zwischen Türken, Griechen, Armeniern und Gott weiß was noch alles für Volk? Nein, ich würde mich schönstens bedanken!“

Das Eintreten des Mädchens unterbrach die Unterhaltung.

„Verzeihung, gnädige Frau, aber der Bote von Braun ist da mit den Blumen.“

„Ach ja!“ Astrid sprang auf. „Ich hab' mir nämlich eine kleine Auswahl senden lassen. Da müssen Sie mich schon ein paar Augenblicke entschuldigen. Aber Gerda leistet Ihnen ja so lange Gesellschaft. Auf Wiedersehen also!“

Und sie eilte bereits hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Das unglückselige Lachen.

Humoreske von Georg Müller-Heim.

Wir sahen in Unterprima. Das Gymnasium in Wickstädt galt als streng; kein Wunder, daß unsere Klasse immer mehr zusammenschrankte. Es gab Othern immer wieder Eignenbleiber; da zogen es manche Othern vor, ihre Söhne aus der Schule zu nehmen. In der Unterprima waren wir nur noch zwölf; getreu hatten wir von Sexta an zusammengehalten, eine Klasse, in manchem Sturm erprobt und darum von seltener Kollegialität.

Die allerbesten Freunde aber sahen auf der letzten Bank: Bär, Illing und ich. Wir waren unzertrennlich. Bär stotterte ein wenig, aber nur dann, wenn er gefragt wurde, besonders wenn er von einem Lehrer gefragt wurde und keine Antwort wußte. Illing war ein intelligenter Kerl, einer von den Glücklichen, denen alles zu fällt, ohne daß sie sich anzustrengen brauchen. Nur seine unglückliche Faulheit und Bequemlichkeit hatten ihn auf die letzte Bank gebracht. Im Trinken war er Primus, im Rauchen nahm er es mit jedem Oberförster auf. Er rauchte lange Pfeife und genoß darum besonderes Ansehen bei allen Kameraden. Nicht zuletzt auch um deswillen, weil er die tiefste Stimme hatte. Wenn er auf unserer Benmäckerkneipe lachte, den Körper weit zurückgelegt, den Kopf gen Himmel gerichtet, den Mund weit offen, die Hände über dem Bauch gefaltet, dann dröhnte das Lokal von dem tiefen „Ho—ho—ho—hooh!“ Er lachte in jedem Atemzuge vier Silben; die letzte aber dehnte er so lange, bis seiner Zunge der Rest von Luft entwichen war. Wer ihn so sah und lachen hörte, konnte nicht anders; er mußte selber mitlachen. Das hatten wir unzählige Male am eigenen Leibe verspürt.

Und doch sollte dem braven Illing gerade sein göttliches Lachen zum Behängnis werden. Das kam so: Als wir drei, die letzten vom Regiment, wie uns der Klassenlehrer der Obersekunda mit Vorliebe genannt hatte, nach schweren Examenwochen in die Unterprima eingerückt waren, erhielten wir zum Ordinarius Professor Langer, einen unseugbar kenntnisreichen Mann, den der liebe Herrgott aber im Horn zum Pädagogen gemacht hatte. Es gibt schließlich in jeder höheren Schule einen Lehrer, den der Schülermund zum Popanz stempelt. Doch Professor Langer war entschieden der Popanz aller Popanze. Das ganze Gymnasium zitterte, wenn er die Aufsicht hatte; und seine speziellen Schüler, die Unterprimaner, wurden als Märtyrer betrauert. Er hatte es nach dem Schulball im Januar sogar fertig gebracht, einen ihm besonders mißliebigen Schüler mit Arrest zu bestrafen und ihm auf diese Weise die nähere Bekanntschaft mit einer der schwersten Horazischen Oden zu vermitteln, weil er mit seiner Tanzstudendame mehr als dreimal — das war das vom Rektor diktierte Maximum — getanzt hatte!

Die Laune Langers war unberechenbar. Die Klasse konnte noch so Tüchtiges leisten — man strengte sich schon an, um kein Gewitter heraufzubeschwören — er fand eben doch etwas zum Strafen. Das war im vorigen Jahr — also bei den nunmehrigen Oberprimanern — einmal so weit gekommen, daß der Rektor eine von Langer wegen Spaziertragens eines Schülers verhängte Strafe wieder aufheben mußte, weil der Schüler glaubhaft nachwies, daß er sich beim Turnen die Beze verstaucht hatte und ohne Stod nicht zur Schule gehen konnte.

Seit jener Zeit war es ganz aus mit Langer. Er empfand diese Restituzierung durch den Leiter der Schule als empfindliche Niederlage und Minderung seines Respektes. Seine Schüler machten schwere Zeiten durch; doch die Freundschaft, durch das gemeinsame Leid geknüpft, ließ sie die Unbill ertragen. Hinter Langer winkte ja die Oberprima unter einem famoson Klassenlehrer. Die Art Langers hatte das eine Gute, daß selbst der „Blod“ der Klasse alles daran setzte, um das Ziel zu Othern zu erreichen. Um Gotteswillen nur heraus aus der Unterprima, nur nicht bei Langer sitzen bleiben!

Wir aber sahen drin! Illing war unglücklich. Schon die ersten Wochen des neuen Schuljahres hatten erwiehelt, daß Langer und Illing zwei Gegenpole waren, die sich nie und nimmer einander nähern würden. Illing gab sich Mühe, es mußte alles nichts. Sein Schulkonto im Klassenbuch wuchs: schon hatte der Primus eine zweite Seite für Illing in Bereitschaft. Denn auf die erste ging vor lauter Beweisen, warnenden Bemerkungen und Arresten schon bald gar nichts mehr drauf. Aho! Karzer hatte es noch nicht gefehlt. Aber Illing litt seit einigen Tagen unter träben Ahnungen. Dazu kam, daß er zu Othern nur mit ganz knapper Mühe und Not — allerdings ebenso wie Bär — als „Minus-Primus“ gerade noch verlegt worden war.

Es war rührend, zu sehen, wie sich Illing anstrenzte, Professor Langer sich geneigt zu machen. Wenn es eben nicht Illing gewesen wäre, bei Gott, wir hätten ihn als „Streber“ in Berruf getan. Aber alle Liebesmüh war umsonst. Nur eins gab es, was wenigstens auf Viertelstunden die Stimmung Langers bessern konnte, wenn man über einen Witz, der wirklich einmal — es kam selten genug vor — dem Gatter seiner Zähne entfloß, laut lachte. Dann huschte über sein von einem schwarzen Henry quatre unrahmtes Gesicht so etwas wie ein Lächeln und der Rest der Stunde verlief ungetrübt und glücklich. Verfehlte aber eine Pointe Langers, mit unverkennbar seinem Sinne aus der neudeutschen Geschichte oder dem Horaz gegriffen, ihre zündende Wirkung auf die Klasse, so schien das Langer als passive Resistenz aufzufassen und geriet in eine maßlose innere Wut, die noch in derselben

Stunde ihre Opfer suchte. Das war im ganzen Gymnasium bekannt, und so kam es, daß gerade aus dem Unterricht bei Langer gar nicht selten die dröhnendste Heiterkeit scholl, während es seinen Schülern durchaus nicht wie Lachen ums Herze war.

Der Mai war herangekommen und mit ihm eine Periode auffällig heißer Tage. Am Dienstag hatte es die ersten Hitzelerien gegeben, für den Bonnemonat eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Nach einem Gewitter am Mittwoch hatte die Hitze von neuem eingesezt. Heute, Freitag vormittag, erschien am „Schwarzen Brett“ die von allen Klassen mit Jubel begrüßte Ankündigung des Rektors, daß in Anbetracht der abnormen Wärme der Nachmittagsunterricht wiederum ausfallen müsse. Die Unterprima war besonders glücklich; hätte doch der Nachmittag zwei Stunden Voraz bei Professor Langer gebracht, die er auch noch eigenmächtig ohne Pause abzuhalten pflegte. Doch das Geschick hatte es anders beschloßen. In der letzten Vormittagsstunde verfehlte eine Pointe Langers über ein mittelhochdeutsches Gedicht ihre Wirkung so gut wie ganz; man war aus Freude über den schulfreien Nachmittag unachtsam gewesen und hatte vergessen, pflischuldigt zu lachen. Das rächte sich bitter. Beim Läuten der Schulglocke erklärte Professor Langer, daß, um endlich im Horaz vorwärts zu kommen, die beiden Nachmittagsstunden abgehalten würden.

Wie die betäubten Lohgerber sahen wir unsere Felle davonschwimmen, herrlich betrauert von unseren glücklicheren Kameraden. Nachmittags 3 Uhr fanden wir uns, müde wie die Fliegen, in dem total verwaisenen Schulgebäude ein. Und der Unterricht begann — ohne Schulglocke; sogar der Kalfaktor streifte wegen der Hitze. Das Uebersehen begann der Primus, er hatte fleißig präpariert, und Langers Antlitz wurde freundlicher. Nun mußten nach alter Erfahrung noch zwei an die Reihe kommen; denn Langer ließ jeden etwa vierzig Minuten übersehen. Wir waren darin überkommen, gut aufzupassen und jeden Wis Langers mit dröhnenden Lachsalen aufzunehmen, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Gelegenheit hierzu gab denn auch der zweite von Langer Aufgerufene, der eine Stelle falsch übersezte, woran der Ordinarius eine scherzhafte Bemerkung knüpfte. Schallendes Gelächter, aus dem sich die tiefe Stimme Illings heraushob, quittierte dankend.

Gegen halb fünf Uhr rief Langer den Dritten auf, Illings Vordermann. Nun war keine Störung mehr zu befürchten. Und unserem Nachbar Illing fiel ein Stein vom Herzen; er hatte schlecht präpariert und war so entsetzlich müde. Heimlich sielte er zur Rechten Bär, zur Linken mir ein Bettelchen zu. Darauf stand: „Ich mache jetzt ein Niderchen. Nun kommt ja keiner mehr dran. Wenn Mephisto“ (das war Langers Spitzname), „aber einen Wis noch macht, so stoßt mich an, daß ich feste mitbrülle. Gute Nacht!“ Wir nickten und legten, wie Illing, das Kinn auf die übereinander gelegten Fäuste. Es kostete uns geradezu Ueberwindung, nicht einzuschlafen; die Hitze war lähmend. Wie von der Tarantel gestochen, fuhren wir aber in die Höhe, als Langer plötzlich — sieben Minuten vor Fünf — Illings Vordermann unterbrach: „Es ist gut! Mag fortfahren.“ Das Herz stockte uns. Um Gotteswillen, wir wußten nicht einmal die Stelle, wo Illings Vordermann zu übersehen aufgehört hatte. Entsetzliche Sekunden einer kurzen Pause. Dann fiel das furchtbare Wort vom Katheder: „Illing!“

Scharf wie eine aufschlagende Messer Klinge klang's. Ich habe hinterher bekannt: Ich weiß, wie ein Herzschlag sein muß! Illing schlief. Ich rief ihn mit dem Knie und raunte dabei meinem Vordermann zu: „Wo find wir?“

Doch schon wieder das Schreckliche: „Illing!“ Da gab Bär auf der anderen Seite dem armen Illing einen Stoß in die Rippen. Illings Kopf fuhr in die Höhe und — den Körper weit zurückgebogen, die Augen zur Decke gerichtet, den Mund weit offen, die Hände über dem Bauch gefaltet — dröhnte er sein „Ho—ho—ho—hooh!“ in die Stille des Zimmers. Ein Donnergepolster auf dem Buß war das Echo. Mephisto war aufgesprungen, daß der Stuhl umfiel, und schmetterte mit knirschenden Zähnen: „Sind Sie verrückt?“

Illing sah wenigstens momentan so aus. Versteinert sah er noch immer und blickte mit halb offenem Mund in Mephistos funkelnde Augen.

Woh! Tage später sahen wir nur noch zu zweit auf der letzten Bank. Unser braver Illing — mit zwei Stunden Karzer bedacht — hatte es vorgezogen, die „Klassen-Lotterie“ bei Langer nicht weiter zu spielen, wie er sich ausdrückte. Er würde ja doch zu Othern mit seinem Los nicht herauskommen. Inzwischen ist er ein tüchtiger Kaufmann im Exporthandel geworden, der schon fast alle Erdteile bereist hat. Othern aber verhebt er gewöhnlich in meiner Familie. Da schmaucht er seine Pfeife, daß meine Frau das Reine machen immer erst auf die Zeit nach dem Feste verschiebt, hebt sein Glas mit dem Waldmeistertran: „Percat Mephisto!“ und lacht hinterher sein glückliches „Ho—ho—ho—hooh!“

Die Indianer Mexikos.

Wenn man bedenkt, daß viele der Männer, die seit der Befreiung Mexikos von der spanischen Herrschaft dessen Geschichte geleitet oder hervorragend beeinflusst haben, reinblütige oder fast reinblütige Indianer gewesen sind, wie Benito Juarez, Porfirio Diaz

and jetzt Huerta, so liegt es nahe, sich ein wenig mit diesem wichtigen Bevölkerungselement der Republik zu beschäftigen, das ohne Zweifel auch in Zukunft eine maßgebende Rolle in dem Lande spielen wird. Wie überall in der romanischen Amerika, so hat auch in Mexiko seit der Conquista eine weitgehende Durchmischung der indianischen Urvölker mit den Weißen stattgefunden, aber gegen 40 Prozent sind doch noch indianisch geblieben. So ist es nicht zur Bildung einer „mexikanischen Nation“ gekommen.

Die im Bereiche der heutigen Republik wohnenden Indianer sind in Sprache und Kulturbefähigung nicht einheitlich. Die Vorstellung ist falsch, daß die vorspanische Bevölkerung nur oder auch nur größtenteils aus Azteken bestanden habe. Gerade diese Azteken waren ein an Zahl recht unbedeutender Stamm der Nahua-Sprachgruppe, der anfangs nur ein Stück des Hochlands um die Stadt Mexiko bewohnte, und erst spät, 50 Jahre vor dem Erscheinen des Cortez, sich seiner kriegerischen Ueberlegenheit bewußt wurde, und das große Aztekenreich gründete, auf das die spanischen Abenteurer im Jahre 1519 stießen. Aber dieses Reich war erst ganz lose gefügt; es umfaßte Dutzende von Stämmen oder kleinen Staaten, die nicht aztekisch waren, und barg deren auch solche in seinen Grenzen, die ihre Unabhängigkeit überhaupt noch nicht verloren hatten und gleich mit Cortez gemeinsame Sache machten. So fiel denn das Reich unter dem Ansturm der Fremdlinge bald in sich zusammen.

Die mexikanischen Indianer sind so wenig einheitlich, daß zu ihnen sowohl die Nachkommen des Kulturvolkes der Maya, wie die als Sammler, Fischer und Jäger auf niedrigster Kulturstufe stehenden Seri-Indianer gehören. Diese Seri, die heute infolge der Ausrottungskämpfe der mexikanischen Regierung auf die Insel Tiburón im kalifornischen Meerbusen und das gegenüberliegende Küstenstück von Sonora beschränkt sind, errichten kaum ein Obdach und verschlingen ihre Nahrung roh; sie sind die primitivsten Eingeborenen Amerikas. Auf der Kulturleiter nach oben hin würden dann die Otomi folgen, die schon von den Azteken als „Hunde“ bezeichnet und aus dem Hochtal von Mexiko in dessen Randgebirge vertrieben wurden. Die Otomi sind immerhin schon seßhaft. Sie haben sich Sprache und Sitten noch recht rein erhalten und leben abgeschlossen für sich, nur gelegentlich die Marktorde der Ebene aufsuchend. Sie gehören zu den Stämmen, die schon vor Ankunft der Nahua auf mexikanischer Erde saßen, sind unterseht und schwerfällig und färben das Haar rot.

Weiterhin sind mehrere westmexikanische Stämme zu nennen, die zwar gleichfalls noch nicht zu den altamerikanischen Kulturvölkern zu rechnen sind, aber schon wesentlich höher stehen, als die bisher genannten Stämme. Hierher gehören die Pima, Duitshol, Kora und Tarahumara. Auch sie sind in ihren abgelegenen Gebirgsnischen von europäischen Einflüssen nur wenig berührt worden, und es hat namentlich erst das Studium der Kora in der Sierra de Nagarit von Tepic uns zum richtigen Verstehen der aztekischen Religion verholfen. Die Tarahumara in der westlichen Sierra Madre der Staaten Sinaloa, Sonora und Chihuahua waren früher Höhlenbewohner und gleichen den „Elstjwollers“ von Arizona und Neumexiko.

Zu den Kulturvölkern Altamerikas gehörten u. a. die Azteken und Zapoteken des heutigen Staates Oaxaca (Der Diktator Juarez war ein Zapotek), die Tarasken in Michiacan, die Azteken des Hochlandes von Anahuac und die Maya in Chiapas und Yucatan. Häufig werden die zahlreichen Reste ihrer Architektur, die man in diesen Staaten vorfindet, Tempelpyramiden und Paläste, schlechtweg als aztekisch bezeichnet; sie sind das aber nicht, sind auch oft älter. Zapotekisch sind die prächtigen Ruinen von Mitla, das erst Ende des 15. Jahrhunderts von den Azteken zerstört worden ist. Viel älter als die Azteken sind die Tarasken und ihre Kultur. Sie hatten eine eigene Bilderschrift. Am besten sind wir über die Staatseinrichtungen und die sozialen Verhältnisse bei den Azteken unterrichtet, dank den ersten spanischen Berichten. Sie waren derart, daß die Spanier ihnen kaum etwas voraus hatten. In starkem Gegensatz dazu stand allerdings der mit schrecklichen Menschenopfern verbundene Götterkult, der übrigens in dieser Gestalt auf die Azteken beschränkt war und von den übrigen Völkern Altamerikas verabscheut wurde. Die Maya endlich zeigten neben manchen Eigentümlichkeiten auch viele Berührungspunkte mit den Azteken, so in der Schrift (Bilderschrift) und im Kalender. Selbständig waren jene in ihrem reich und zweckmäßig ausgebildeten Zahlensystem, das auf der Zwanzig beruhte und den Stellenwert der Zahl kannte. Ihre schönsten Bauwerke, in denen nicht selten aztekischer Einschlag zu erkennen ist, die aber schon zur Zeit der spanischen Eroberung verlassen waren und in Ruinen lagen, finden sich in Yucatan.

Die spanische Kolonisation hat in Amerika und also auch in Mexiko einen dauernden kulturellen Niedergang zur Folge gehabt. Wahrscheinlich ist von den uns erhalten gebliebenen altmexikanischen Bau- und Kunstwerken nicht eines nach der Eroberung entstanden. Erlösch aber auch die indianische Kultur mit einem Schläge für immer, so haben die Spanier den indianischen Charakter selbst nicht angewandelt können, und als ihre Herrschaft zu Ende war, da vermochte jede indianische so gut wie jede kreolische Intelligenz sich Geltung zu verschaffen, da es keine Schranke mehr gab. Vor allem in den ewigen inneren Kämpfen.

Die Truppen der Rebellenführer und Präsidentschaftsbewerber bestanden natürlich größtenteils aus Indianern, und jeder hatte den Marshallsstab im Tornister. Daraus erklärt es sich, daß im neuen Mexiko die fahrenden Geister selten Weise gewesen sind.

Vermischtes.

* Bienen und Hummel n. Ein Gartenfreund erzählt im „Prometheus“ (Leipzig, Otto Spamer): Als Naturfreund betreue ich meine Pflanzen selbst, beobachte mit den scharfen Augen des Chemikers und sehe öfters den Bienen und Hummeln bei ihrer eifrigen Arbeit zu, und siehe da, die Hummeln besaßen Kresselblüten von vorn, konnten aber mit dem kurzen Saugrüssel nicht bis zu den im Sporn gelegenen Nektarien kommen; kurz entschlossen lehrten sie um und bohrten einfach von außen den Rüssel in den Sporn. Die Bienen saugten aber von vorn, da sie schwächer sind und so tief genug in die Blüte eindringen können, um mit dem Saugrüssel bis zu den Nektarien zu gelangen. Einmal aufmerksam beobachtete ich weiter und fand beim Löwenmaul gerade das Umgekehrte. Die kräftige Hummel zwängte sich einfach ins Löwenmaul hinein, die schwächere Biene dagegen schob nach einigen vergeblichen Versuchen, von vorn hereinzukommen, von außen ihren Rüssel knapp über den Kelchblättern durch die zarte Blütenwandung. Ich beobachtete seitdem dieses „Ingenieure“ Verfahren und stets wiederholt es sich; sonach scheinen beide Insekten allgemein sich dieser Gewinnungsart des Nektars zu bedienen, und es würde mich freuen, zu erfahren, ob andere die gleichen Beobachtungen auch schon gemacht haben.

* Mißverständnis. „Sie könnten mir wohl auch endlich das Buch zurückgeben, das ich Ihnen vor einem halben Jahre geliehen habe.“ „Was geliehen? Auf der ersten Seite stand doch ausdrücklich: Lesen und behalten.“

* Die Krätze. Arzt: „Also für Ihren Rheumatismus viel Gemüse und wenig Fleisch.“ Patient: „Und für meine Blutarmut?“ „Wenig Gemüse und viel Fleisch.“

Büchertisch.

— „Phöbus“, eine neue Monatschrift für Kunst und Kritik des Theaters, herausgegeben von Heinz Edenroth, ist soeben in München erschienen. Das erste Heft enthält einen einleitenden Aufsatz über „Theater und Literatur“ von Privatdozent Dr. Artur Kutschler, eine eingehende Besprechung der Komödie Gorskis: „Der Raskin“, einen größeren Beitrag von Univ.-Prof. Dr. Hugo Dinger, einen längeren Aufsatz über: „Die künstlerische Durchbildung des Bühnenraumes“ (mit 8 Illustrationen) von Dr. Wolfgang Martini, eine eingehende Besprechung von Ehrensteins „Tubutsch“ und „Selbstmord eines Katers“ von Richard Sander, ferner Dr. Georg Hecht: „Das Problem und die Krise in dem Münchener Kammertheater“, Heinz Edenroth: „Der Münchener Theaterwinter“, W. Schendell: „Berliner Briefe“, Dr. Max Birker: „Das Rollenfach im Deutschen Theaterbetrieb des 18. Jahrhunderts“, Dr. Hans Harbeck: „Das Jahr der Bühne“, Karl Schmidt: „Tagores Sangesopfer“, Gedichte von Alfred Bagts, Hans Harbeck, Friedr. W. Wagner.

— „Die Kinder der Frau von Buttenow“ „Aschenbrödel.“ Margarete Gräfin von Bünau. Mit ihren beiden reizenden Novellen „Die Kinder der Frau von Buttenow“ und „Aschenbrödel“, (soeben in Kürschners Bücherschub Nr. 947 Hermann Dilliger Verlag, Berlin und Leipzig erschienen) die sich durch eine hervorragende heitere Unterhaltungskunst auszeichnen, gibt die Verfasserin den Lesern eine Lektüre, über der diese sicher das Gran des Alltags vergessen werden. Der Band fällt unter das 5000 Mark-Breisumschreiben von „Kürschners Bücherschub“, an dem sich jeder Leser durch eigene Kritik als Preisrichter und Gewinner beteiligen kann.

Logograph.

Muß nagen und zehren
Mit heißem Begehren,
Was nicht zu verschlingen: ich muß es zerstören.
Doch Anfang und Ende,
Wenn beides nun schwindet:
Ein harmloses Tierchen als Nest sich nur laude,
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

P K S
e i e
t l h
P e t r o l e u m
K i l o m e t e r
S c h l e s i e n
e t i
u e e
r a